

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 37 (1947)
Heft: 1

Artikel: Operation [Fortsetzung]
Autor: Malander, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

OPERATION

ROMAN VON RUTH WALANDER

12. Fortsetzung

Es gab drei Gründe, hier heimlich eine kleine Praxis zu unterhalten. Entweder, der Arzt gebrauchte Methoden, welche in der Gegend nicht erlaubt waren, irgendeine der Wunderbehandlungen, auf die die Menschen so gern hereinfallen. Dazu aber war Dr. Richard ein ausgesprochener Wissenschaftler. Oder er tat es, um neben seinem Gehalt im Krankenhaus eine zweite Verdienstquelle zu besitzen. Dann aber hätte er das in aller Öffentlichkeit tun können. Oder aber, und das war das Wahrscheinlichste — —

Die alte Frau erschien unter der Türe. Ihr blasses Gesicht war völlig ausdruckslos. «Frau Düby», fragte Keller, «wussten Sie, dass Doktor Richard hier ein Ordinationszimmer eingerichtet hat.»

Sie sah gleichgültig darüber hin. «Er sagte mir», antwortete sie, «er brauche ein Zimmer für wissenschaftliche Untersuchungen. Er arbeitet an einem medizinischen Fachwerk.»

«So», sagte Keller. «Aber Sie sahen, dass dies ein Untersuchungszimmer für Patienten ist?»

«Ich sah das Zimmer nie von nahem. Er wünschte ausdrücklich, dass niemand von uns seine Räume betrete. Die Schwester räumte alles selber auf.»

«So, so. Haben Sie denn nie gesehen, dass Leute kamen und gingen?»

«Was für Leute?»

«Nun — Frauen etwa. Junge Frauen.»

«Nein. Ich habe nichts gesehen. Ich habe mich nie darum gekümmert.» Sie blickte ihm feindselig ins Gesicht. «Es geht mich alles nichts an.»

«Es geht Sie sehr wohl an, Frau Düby. Versuchen Sie sich zu erinnern. Hat man nicht vor zwei Tagen eine Kranke vorübergehend hierher gebracht? Oder ist diese Kranke vielleicht noch in Ihrem Hause?»

«Sie können das Haus durchsuchen», sagte sie. «Man hat niemanden hierher gebracht. Ich habe mit dieser Sache gar nichts zu tun.»

Keller trat näher an sie heran und sah ihr scharf ins Gesicht.

«Gestern, Frau Düby, hat Doktor Richard ausnahmsweise durch die Ladentür Ihr Haus betreten. Warum haben Sie mir gesagt, Sie kennen den Herrn nicht?»

Ein ganz kleines Schweigen. «Das war, weil er nicht wollte, dass jemand von seinem Zimmer hier weiss. Er sagte, sobald man es wüsste, würde er immer in seiner Arbeit gestört werden.»

«Schön», sagte Keller. Er öffnete das Glasschränken, liess seinen Blick suchend über die Instrumente gleiten und liess

schliesslich eines in seiner Tasche verschwinden «Auf Wiedersehen, Frau Düby. Lassen Sie hier alles wie es ist, bitte. Wir werden mit aller Wahrscheinlichkeit auf die Sache zurückkommen.»

Dann ging er ruhig von Raum zu Raum durch das ganze Haus. Aber das Mädchen mit dem lieblichen Gesicht fand er nicht. Doch er wusste nun, woher Doktor Richard das Geld für seine teure Markensammlung hernahm.

Als er auf die Strasse hinaustrat, blendete die Sonne schon sehr stark. Der Kriminalkommissar begann sich zu beeilen.

Am Ende des Dorfes, gerade da, wo die Strasse in die freien Felder abbog, holte er eine junge, städtisch gekleidete Dame ein, die zögernd dahinging und ab und zu suchende Blicke nach links und nach rechts warf. als sie ihn erblickte, hellte sich ihre Miene auf.

«Entschuldigen Sie, bitte — aber hier ist weit und breit kein Mensch. Können Sie mir vielleicht sagen, ob dies der richtige Weg ist zum Krankenhaus?» Sie rückte ihren Hut zurecht und hängte die Reisetasche an den anderen Arm.»

«Sie können vielleicht mit mir kommen», meinte Keller. «Ich bin gerade auf dem Wege dahin.» Und er stellte belustigt fest, dass sie ein kleines Hündchen auf dem Arm trug.

«Gehen Sie zu einer Behandlung? Wollen Sie das Tierchen mitnehmen?» fragte er.

«Wie meinen Sie? — Aber nein!» Sie gingen nebeneinander. «Das ist das Hündchen meiner Freundin, die hier im Spital ist — gewesen ist — oder — also — —» Sie verstummte. Keller wurde aufmerksam. Ein Hündchen, dachte er. Das junge Mädchen war doch sehr tierliebend.

«Dann sind Sie vielleicht Frau Lisbeth Widmer?» fragte er geradeheraus.

Lisbeth blieb erstaunt stehen.

«Ja — aber — warum — —»

«Ich bin Kriminalkommissar Keller.»

Beide standen mitten auf der Strasse unter der brennenden Sonne still und sahen einander an. Dann erinnerte sich der Kommissar plötzlich, dass er sich beeilen musste.

«Das war eine ganz wunderbare Idee von Ihnen, herzukommen», sagte er, indem er weiterging. «Ich habe bereits Ihre Telefonnummer herausgeschrieben, um ein längeres Gespräch mit Ihnen zu führen. Aber so ist es viel angenehmer.»

Sie setzte das Hündchen zu Boden. «So, Frigga», rief sie, «du kannst laufen!» Dann passte sie sich seinen schnelleren Schritten an.

Es war ein seltsames Wesen, das da vor

ihnen herlief. Eine Mischung von Foxterrier, Dackel und Spitzer. Aber es hatte grosse, intelligente Augen.

«Haben Sie das Tierlein zu sich genommen?» fragte Keller.

Diese Frage schien Lisbeth zu verwirren.

«Ja — nein — das heisst — —»

«Ich finde es nur nett von Ihnen», sagte Keller beruhigend.

Sie hob den Kopf und sah ihn mit klaren, ehrlichen Augen an.

«Ich will's Ihnen lieber gleich gestehen, Herr Keller», sagte sie. «Ich wollte ein wenig Detektiv spielen. Ich habe schon so oft gesehen, dass man Hunde verwendet, um jemanden zu finden. Und dieses Tierchen hängt so sehr an Marie. Da dachte ich — oder ich dachte eigentlich nicht viel — ich nahm das Hündchen einfach mit. Jetzt, wo ich hier bin — ich sehe, dass es wohl unmöglich ist, nicht wahr?»

Keller lächelte. «Dazu braucht man ganz speziell abgerichtete Hunde», erklärte er. «Sie müssen nicht denken, dass ich nicht auch daran gedacht hätte. Aber an diesem Ort ist es ganz unmöglich, einen Hund zu verwenden. Der Geruch in einem Spital unterdrückt jeden persönlichen Geruch vollständig, so dass ein Hund nicht das geringste ausrichten könnte.»

«Ja — eben», sagte Lisbeth.

Beider Blicke folgten dem Hündchen, das auf der Strasse hin und her trödelte.

«Sie können mir aber trotzdem sehr viel nützen», sagte der Kommissar. «Sehen Sie, da sind einige spezielle Punkte, die mir noch nicht klar sind. Sagen Sie mir: Es bestand doch irgendeine Beziehung zwischen Maria und Vetter Franz, nicht wahr? Und was ist mit Doktor Baumann?»

Lisbeth hängte ihre Tasche an den andern Arm zurück und tat einen kleinen seufzenden Atemzug.

«Das ist es gerade», sagte sie, «das wollte ich Ihnen erklären. Maria war nämlich mit Doktor Baumann so gut wie verlobt. Da kam Franz, und alles war aus. Und sehen Sie, so ist es immer mit Franz gewesen. Es ist, als könnte er nicht dulden, dass irgendwo Glück und Friede herrscht. Ein Teufel steckt in ihm — ja — geradezu abnormal. Ich weiss nicht, wie ich Ihnen das erklären soll — er ist ein Mensch ohne Gewissen, oder, wenn es das nicht gibt, dann ist er so hart, dass er sich immer über sein Gewissen hinwegsetzen kann. Ach — — ich könnte Ihnen erzählen.»

Sie schwieg erregt einen Augenblick.

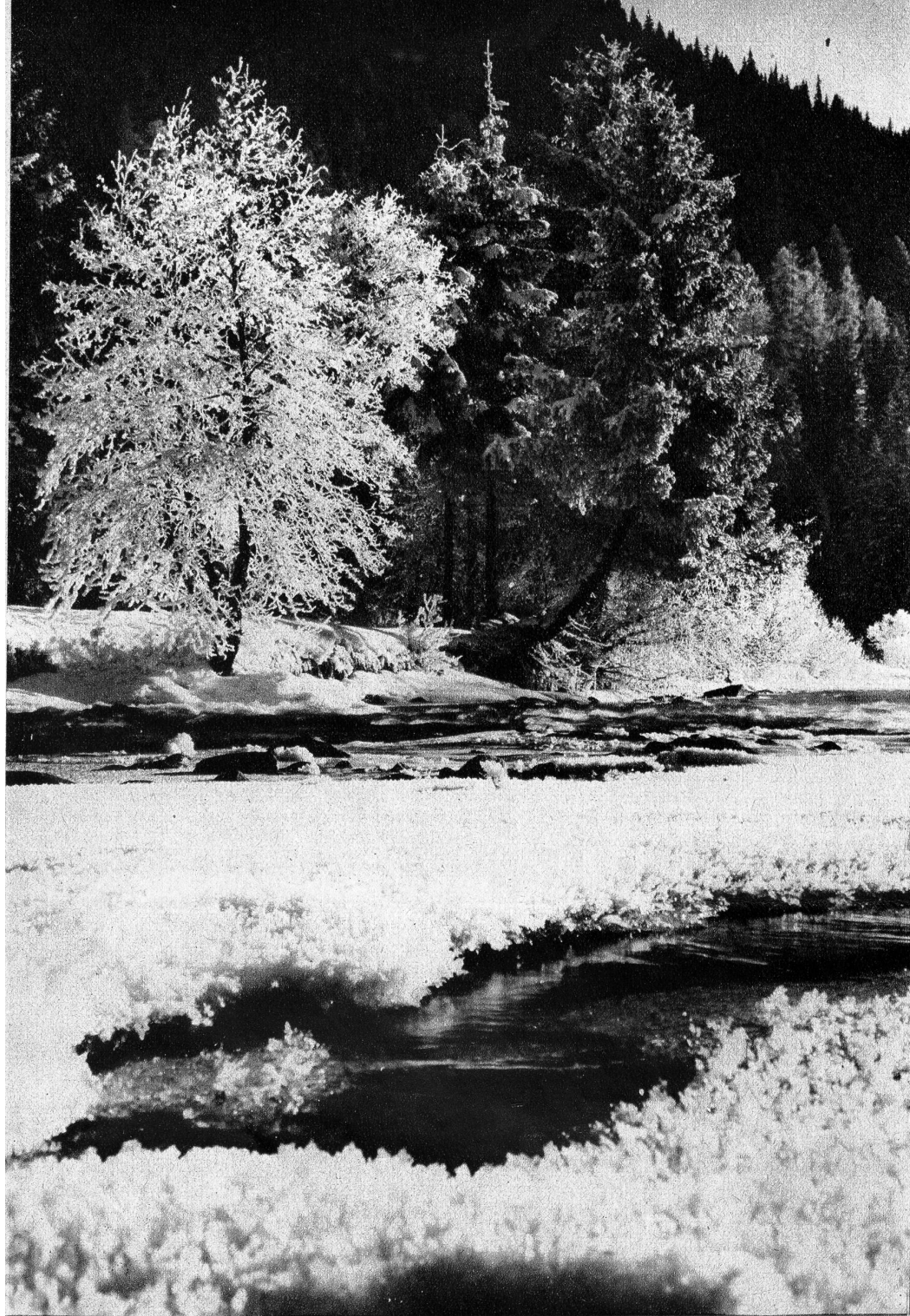
«Er kannte genau ihren schwachen Punkt», fuhr sie fort, «und ging mit tödlicher Sicherheit darauf zu. Aus lauter Mitleid, glauben Sie mir, aus lauter Mitleid ist sie ihm gefolgt. Keine Spur von Liebe. Nur Mitleid. Ihre wirkliche Liebe gehört nach wie vor Doktor Baumann.»

Sie schwieg und hängte ihre Tasche wieder an den andern Arm hinüber. «Wenn ich jetzt Doktor Baumann gehe», fügte sie hinzu, «werde ich ihm das alles ganz genau erklären. Die beiden müssen wieder zusammenkommen. Es wäre ein Jammer, wenn das nicht möglich wäre. Denn Franz — natürlich hat sie längst im Stich gelassen.»

Zuerst finden, dachte Keller dazwischen. «Darf ich Ihnen die Tasche tragen», fragte er.

«Oh, danke, nein. Es geht gut.»

Aus den Bäumen tauchte das Dach des



Neujahrslied



Rauscht auf, Silvesterklänge,
aus hoher Glocken erz'nem Mund!
Braust hin, ihr Erzgesänge,
tut eure Botschaft kund:
«Schon wieder ist vergangen
im Weltenlauf ein Menschheitsjahr,
ein Jahr, in dem viel Bangen,
viel Sehnen und Verlangen,
viel Not und Sorge heimisch war!»

Das alte musste sterben —
da hört in hellem Jubelton
man alle Glocken werben
laut für das neue schon:
«Glückauf! Es ist gekommen
nun wiederum ein neues Jahr!
Wir haben's wohl vernommen:
Es will der Menschheit frommen
und bringt euch neues Hoffen dar!»

So wollen wir's denn wagen,
zu schreiten in die neue Zeit,
oh' bängliches Verzagen
zu guter, mut'ger Tat bereit...
Auch du wirst nicht erfüllen
all unsre Wünsche, gross und klein;
doch um der Liebe willen,
die Gutes wirkt im stillen,
sollst du, Neujahr, willkommen sein!

Emil Hügli

Krankenhauses auf, Keller sah nachdenklich auf seine Füsse herab.

«Mitleid kann also auch eine Schwäche sein», sagte er langsam. «Das ist für mich ein ganz neuer und sehr interessanter Gedanke. Immerhin, bei einem so jungen Menschen muss es ganz rührend wirken.»

«Es war eine Schwäche», sagte Lisbeth bestimmt. Und leise: Es war rührend. Sie konnte niemand leiden sehen. Wenn Sie ihr Mitleid eingeflösst hätten, hätte sie Ihnen Ihr Hemd vom Leibe gegeben. Aber sie konnte in diesem Zustande auch niemand Widerstand entgegensetzen. Später hätte sich das wohl gegeben — aber so war sie einfach zu jung.»

«Seltsam auch», sagte Keller, «dass Doktor Baumann mir versichert hat, dass er Maria nicht kenne — nun, da sind wir!» Sie gingen durch das Gartenportal.

«Wie die Rosen riechen», sagte Lisbeth. «Ich hätte eine sehr grosse Bitte an Sie», wandte sich Keller an sie. «Ich führe Sie jetzt in das Haus meines Freundes, der hier Chefarzt ist. Würden Sie dort eine Weile bleiben und mir das Hündchen überlassen? Ich möchte nämlich doch einen Versuch mit dem Tierchen machen, allerdings in etwas anderer Weise, als Sie es vor hatten!»

«Aber selbstverständlich», sagte Lisbeth. «Ich stehe Ihnen doch ganz zur Verfügung.» Sie rief das Hündchen und trug es auf dem Arm die Treppe hinauf.

Dr. Bütikofer war eben erst aufgestanden. Er sah etwas munterer aus als am Vortag und begrüßte die beiden herzlich.

«Frau Widmer», stellte Keller vor, «eine Freundin unserer jungen Kranken.»

Er zog das Instrument aus der Tasche, das er in Dr. Richards Zimmer an sich genommen hatte. «Bevor ich hinübergehe, Paul, willst du mir sagen, wozu dieses Ding da verwendet wird?»

Dr. Bütikofer betrachtete es schweigend.

«Nun», sagte er dann, «gewisse Eingriffe. Unterleibssachen bei Frauen.»

«Würde man es zum Beispiel bei einer Abtreibung verwenden?» fragte Keller weiter.

«Ziemlich sicher. Ja — — warum fragst du mich das?»

Keller nahm behutsam das Hündchen von Lisbeths Arm auf den seinen und überhörte die Frage. «Dann gehe ich also», sagte er und wandte sich zur Tür. Es wurde langsam etwas heller um Maria Stadlers Schicksal.

*

Für Dr. Baumann war diese Nacht zuerst ein wenig leichter gewesen als die vorhergehenden, ja, es gelang ihm, für kurze Zeit wirklich zu schlafen. Nachdem der Chefarzt ihn endlich verlassen hatte, war er noch eine Weile in seinem verwüsteten, unordentlichen Zimmer umhergeirrt, ohne recht zu wissen, was er wollte. Dann zog er sich schliesslich aus und legte sich nieder im deutlichen Bewusstsein, wiederum kein Auge schliessen zu können. Der Film rollte, rollte.

Er zeigte ihm die letzte Zeit in Zürich, wo er neben Maria dahinlebte, immer tiefer in Mut- und Hoffnungslosigkeit versank. Kein Wort fiel zwischen ihnen über das neue Verhältnis. Aber Maria entglitt ihm lautlos und stetig. Vielleicht wusste sie nicht, wie sehr er sie liebte. Vielleicht wollte oder konnte sie es nicht mehr spüren. Er bat sie nicht mehr oft, mit ihm zusammenzukommen, es hatte keinen Sinn. Es war Winter

worden und schneite. Sonntags nahm er eine Skier vom Boden und floh aus der Stadt, um zu vergessen und müde zu werden.

Er sah einen Tag, wo die Sonne leuchtend über einer herrlichen Winterlandschaft stand und er auf den Brettern in rascher Fahrt dahinglitt. Er spürte, wie etwas Kraft und Hoffnung in sein Herz zurückkehrte, weil die Welt unwirklich schön zu seinen Füssen lag und er jung und gesund war. Weil die sausende Fahrt alle Schwere von ihm nahm und er an nichts zu denken hatte, als wo ein Schwung zu machen und die Fahrt abzubremser sei. Er atmete leichter und kam gelöst und fast froh nach Zürich zurück. Aber der Film zeigte ihm unbarmherzig auch das Bild, das der Abend desselben Tages brachte. Als er den Zug verliess und über den Perron ging, sah er in der Menge Maria und Franz dicht nebeneinander dem Ausgang zugehen. Auch sie trugen die Skier auf der Schulter und kamen zurück aus der Sonne, wie sie zu zweit genossen hatten.

Dann sah er Maria noch einmal an einem Tag im Januar oder Februar, an dem er es nicht mehr ausgehalten hatte. Wie immer sagte sie gefügig zu, wie immer ging sie neben ihm dem Seeufer entlang. Das seltsame Hündchen Frigga lief vor ihnen her. Es hatte mehr Freude bekundet, ihn zu sehen, als Maria selbst. Sie blieb still und ernst. Er versuchte, sie zu unterhalten und sah sie hie und da von der Seite forschend an. Sie trug sogar «unsere Handtasche» am Arm mit den Buchstaben M. S. Einmal war einen kurzen Moment lang das alte, gute Einvernehmen zwischen ihnen entstanden, als sie stehen blieb und er bemerkte, dass das Hündchen vor Kälte zitterte. Seine Pfötchen waren eiskalt. «Wart', ich trag dir's», sagte er und hob das Tierchen auf seinen Arm. Den Mantel deckte er so darüber, dass nur noch der Kopf daraus hervorschaute.

«Oh, Max», rief sie in plötzlichem hellem Gelächter aus, «wenn du sehen könntest, wie drollig das aussieht!» Sie konnte sich nicht beruhigen. Dann hängte sie sich auf der andern Seite an seinen Arm. «Ich will auch warm haben», sagte sie dabei scherzend, und zum erstenmal schien sie sich seiner wieder bewusst zu werden. Und sofort wurde sie ernst.

«Max, du siehst schlecht aus.» Ihre Augen wurden dunkel, und sie sah grübelnd in sein Gesicht.

Mitleid, dachte er. Mit mir braucht sie kein Mitleid zu haben, wenn sie mich nicht sonst lieb genug hat.

«Das — kann es geben, Maria. Hat wirklich nichts zu bedeuten.»

Ihr nachdenklicher Blick blieb eine Ewigkeit auf seinen Zügen haften. Dann entfuhr ihr ein kleiner, mutloser Seufzer.

Und dann war alles vorbei. Sie fiel wieder in ihr Schweigen zurück; für diesen Tag gelang es ihm nicht mehr, sie aus sich herauszulocken.

Dr. Baumann stand wieder von seinem Bett auf und nahm eine Schlaftablette. Es war elf Uhr. Aus dem kleinen Spiegel über dem Waschtisch sah ihm ein übernächtiges, zerstörtes Gesicht entgegen. Nur noch heute, nahm er sich vor.

Dann war er in Zürich und packte seine Siebensachen zusammen. Es war nicht viel. Der kleine Ort, in den er reisen sollte, hiess Breitbach. Er erinnerte sich, wie er lange überlegt hatte, ob er hingehen und sich von Maria verabschieden sollte. Aber es schien

ihm sinn- und zwecklos. Und er reiste ab, ohne sie noch einmal gesehen zu haben. Das erste, was er in dem kleinen Zimmer tat, in dem er jetzt lag, war, an Maria ein paar Worte von seiner Versetzung nach Breitbach zu schreiben. Es kam keine Antwort.

Aber die neue Arbeit nahm seine Kräfte ganz in Anspruch und stärkte ihn. Das schreckliche Gefühl innerer Leere nahm jeden Tag um eine Kleinigkeit ab. Und eines Tages sahen Marias Augen nicht mehr so brennend in sein Herz. Er hörte ihre Stimme nicht mehr stündlich zu allem, was er tat. Er vergass das seltsame kleine Hündchen.

Seltsame Zeit zwischen Sterben und Auf-erstehen!

Er lag ganz still, als er an diese kleine Ruhepause dachte. Seine Glieder wurden schwer. Der Film stockte. Die Bilder begannen langsam zu verblassen und vermengten sich miteinander zu undeutlichen Gebilden. Als letztes sah er das Hündchen, wie es vor ihm her lief, und er wusste, dass er es für Maria einfangen sollte. Er lief, und als er es eingeholt hatte, waren seine Augen riesengross und vorwurfsvoll auf ihn gerichtet. Aber das waren ja Marias Augen. Dann versank er in tiefen, traumlosen Schlaf.

Wenn er in dieser Nacht nicht geschlafen hätte, wäre ihm vielleicht das eine oder andere, das im obersten Korridor vor sich ging, aufgefallen. Er hätte die Schritte eines Menschen vernommen, der einen Koffer trug und sich rasch entfernte. Er hätte durch den Türspalt sehen können, dass in Schwester Rosmaries Zimmer die ganze Nacht Licht brannte. Aber er schlief.

Gegen Morgen erwachte er, weil er bis auf die Knochen fror. Mit einem plötzlichen Ruck fuhr er wie aus dem Schlafe empor. Das Fenster stand weit offen, und er konnte ein Stückchen Himmel sehen, an dem noch die Sterne flimmerten. Er war nur mit dem Leintuch bedeckt und über und über in Schweiß gebadet. Und doch schlugen seine Zähne vor Kälte hart aufeinander.

Er war sich kaum all dessen bewusst geworden, als auch der Film wieder anrollte. Nein, dachte er, nein! Er stand auf, schloss das Fenster und raffte seine Decken zusammen. Dann entschloss er sich anders und machte das Fenster wieder auf. Mit zitternden Händen füllte er ein Glas mit Wasser und stürzte es in einem Zuge hinunter. Aber der Film lief weiter. Morgen, dachte er plötzlich entschlossen, muss etwas geschehen. Ich will dem Detektiv, der da im Hause umhergeht, alles erzählen. Nichts kann schlimmer sein als dieser Zustand. Er scheint ein aufrichtiger Mann zu sein. Morgen — An dem Tage, an dem Maria nach Breitbach gekommen war — das war nur einige Tage her, doch schien es ihm eine Ewigkeit zu sein —, war er am Morgen ahnungslos an seine Arbeit gegangen. Es gab eine Operation durchzuführen, und er hatte sie mit all seinem Ernst und seiner Gründlichkeit beendet. Er hatte zu Mittag gegessen und nachher ruhig seine Zigarette geraucht.

Schwester Rosmarie trat zu ihm.

«Unten ist eine Dame, die Sie unbedingt sprechen möchte.»

Er dachte an niemand anders als an irgendeine seiner Patientinnen und ging nach unten.

Da stand, ihr blasses Gesicht zu ihm emporgewandt, im Korridor — Maria. Am Arm baumelte die Handtasche mit den Silber-

buchstaben. Auf ihrem Gesicht lag ein furchtbarer, verzweifelter Ernst.

Er lief die restlichen Stufen vor Eile stolpernd hinunter. Ein einziger Blick genügte ihm, um zu erkennen, dass sie in Bedrängnis zu ihm kam.

«Komm zu mir nach oben», sagte er kurz mit rauher Stimme und fasste sie am Arm. Sie stiegen die vielen Stufen schweigend hinauf bis in sein Zimmer.

Was jetzt kam, war schrecklich — und doch schön. Die Bilder des Films wuchsen schmerzhaft deutlich empor. Dr. Baumann grub Hände und Kopf in die Kissen und stöhnte. Und er sah, Bild um Bild, während die Sterne draussen langsam erlöschten.

Als sie ins Zimmer kam, nahm er ihr die Jacke vom Arm und löste behutsam die Handtasche aus ihren verkrampften Fingern, während er gleichzeitig den Lehnstuhl zu ihr hinschob. Langsam und umständlich legte er die Jacke aufs Bett und die Tasche auf das Rauchtischchen. Er fühlte, wie ein furchtbares Gefühl von Ratlosigkeit sich lähmend auf ihn legte, so dass er nur noch den einen Wunsch hatte, Zeit zu gewinnen. Er erinnerte sich, dass die Tasche genau in das kleine Sonnenviereck zu liegen gekommen war, das zu dieser Zeit immer in sein Zimmer fiel, so dass die beiden Silberbuchstaben schmerzhaft blendend aufleuchteten. Als er sie wegnahm, um sie weiter nach links zu legen, sah er, dass seine Hände zitterten. Er zögerte noch einen kleinen Moment, dann wandte er sich mit plötzlicher Entschlossenheit um und sah ihr voll ins Gesicht.

Wie oft hatte er in der ersten Zeit ihrer Liebe seine Augen abgewandt, wenn er fühlte, dass sie zu ihm hin sah. Jetzt war sie es, die zitternd die Augenlider senkte und schloss. Zusammengekauert sass sie in seinem Lehnstuhl und blieb in dieser Stellung regungslos sitzen, als hätte es für sie keinen Zweck mehr, jemals ein Glied zu rühren. So sah er sie später immer und immer wieder vor sich.

«Maria», fragte er und beugte sich behutsam zu der regungslosen Gestalt hinunter, «was ist mit dir?»

Sie schwieg. Es war kein Leben in ihr. Er fühlte, wie Mitleid und Liebe sein Herz schmerzlich erweiterten.

«Wart, ich werde fragen, ob sie in der Küche etwas schwarzen Kaffee für uns haben», sagte er und ging zur Tür. Sie hob mit angstvoll geweiteten Augen den Kopf.

«Nein! O nein, Max, bitte! Tue das nicht — es — es ist nicht nötig — — und es ist besser, wenn niemand weiss, dass ich hier bin!»

Erstaunt wandte er sich zurück.

«Aber — warum denn?»

Sie fiel wieder in sich zusammen und schwieg. In ihrem Schoss lagen die Hände, als gehörten sie nicht zu ihr. Wie soll ich sie wecken? dachte er. Sein Blick fiel wieder auf die Handtasche.

«Sieh da», sagte er mit einem Versuch, zu scherzen, «da hast du ja 'unsere Handtasche' bei dir.»

Sie hob ein wenig den Kopf. Der Schein eines matten Lächelns kam in ihre Augen.

«Ja, ich dachte — du hastest immer so viel Freude daran — —»

«Aber du hast sie doch nicht wegen mir mitgenommen?»

«Doch — Max — — ich trage sie — sonst nie mehr.»

(Fortsetzung folgt)